Aus Freude am Lesen

Als Kind lebte Catherina Rust in Mashipurimo, einem Urwalddorf am Amazonas. Während ihre Eltern, beide Deutsche, die Lebensweise der Aparai-Wajana-Indianer erforschten, wuchs sie wie eine Indianerin auf – fernab westlichen Komforts, doch aufgehoben in der Gemeinschaft eines Stammes, für den Besitz und Status nichts bedeuten, Harmonie dafür alles. Keine Reise kann weiter weg führen aus unserem heutigen Leben als Catherina Rusts Erzählung über das Dorf am Fluss. Und keine führt näher zu uns selbst.

Catherina Rust, geboren 1971 in Bonn, wuchs bis zu ihrem sechsten Lebensjahr bei den Aparai-Wajana-Indianern im brasilianischen Urwald auf, wo ihre Eltern ein völkerkundliches Forschungsprojekt durchführten. Als erste Sprache lernte sie Aparai. Nach der Trennung der Eltern lebte sie bis zum 18. Lebensjahr in den USA. Zurück in Deutschland studierte sie Politikwissenschaften, Ethnologie und Psychologie und volontierte beim Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk. Neben ihrer journalistischen Tätigkeit engagiert sich Catherina Rust für die Sammlung ihres Vaters, die bislang umfangreichste Dokumentation der Kultur der Aparai-Wajana-Indianer. Catherina Rust lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Catherina Rust

Das Mädchen vom Amazonas

Meine Kindheit bei den Aparai-Wajana-Indianern

btb

Alle Fotos aus dem Archiv Manfred Rauschert
mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

Die Autorin dankt Dr. René Dehnhardt
für die Beratung in ethnographischen Fragen.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 beim Albrecht Knaus Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: © semper smile, München nach einem
Umschlagentwurf von bürosüd°, München
Umschlagmotiv: © Catherina Rust
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
LW · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74504-3

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

»Die Erde gehört nicht den Menschen.
Der Mensch gehört der Erde.
Alles, was der Erde geschieht,
wird auch den Söhnen der Erde geschehen.«

Häuptling Noah Seattle

»Wir, die indigenen Völker, haben nicht vergessen, dass wir alle Teil der Natur sind. Die Natur ist nicht dazu da, um mit ihr Geld zu machen. Ich verstehe nicht, warum Menschen den Wald abbrennen und die Erde umgraben und dies Fortschritt nennen. Warum ist Fortschritt gut, wenn er Verwüstung bringt? Wir wissen, dass wir, wenn wir die Natur verletzen, auch uns verletzen, da alles verbunden und lebendig ist. Ohne die Wälder gibt es keine Zukunft, für niemanden. Wenn der Planet schweigt, wie werden wir lernen? Wohin werden wir gehen, wenn wir unsere Welt zerstört haben?«

Davi Kopenawa, Yanomami, Brasilien

Araiba beim Knüpfen eines Tanzmantels

Inhalt

Vorwort: Eine Kindheit am Amazonas 9

Déjà-vu im Wohnzimmer 17

Mashipurimo – Heimat im Regenwald 25

Von Mutproben und Martermatten 63

Märchen, Mythen und Zahnschmerzen 83

Die Geschichte von Kalijaku 101

Das Drama um Tanshi 115

Eine Apotheke im Urwald 137

Tückische Tropen 175

Piranhas zum Frühstück 195

Der Tanz des Urwaldungeheuers 223

Jesus war kein Faultier 247

Die Geister der Toten 255

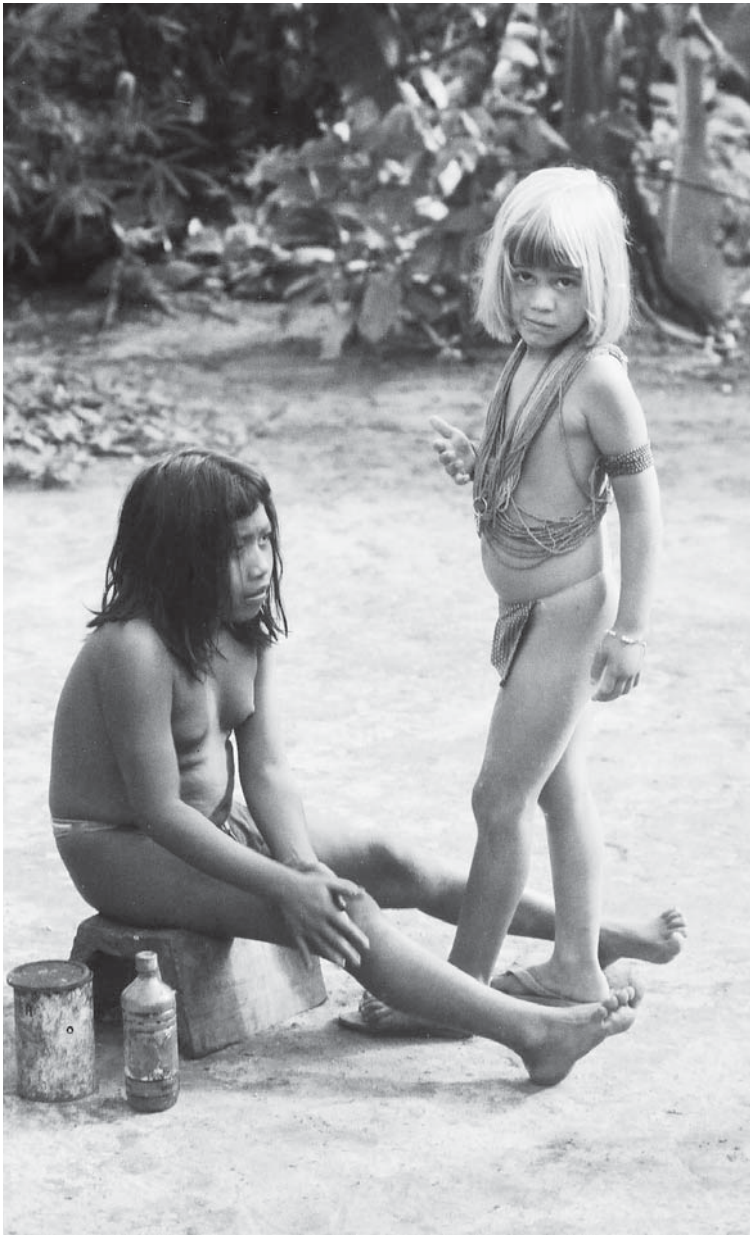
Auf der Suche nach den Urwaldmenschen 265

Abschied vom Amazonas. 283

Rückkehr nach Jahrzehnten 311

Nachtrag: Zerstörung oder Zukunft? 337

Anhang: Über die Aparai-Wajana 342



Meine große Patenschwester Sylvia und ich

Vorwort

Eine Kindheit am Amazonas

Wenn aus Fremden Freunde werden und irgendwann so viel Vertrauen entstanden ist, dass man auch etwas über seine Kindheit und Herkunft erzählt, dann muss ich immer erst mal tief Luft holen. Wie erklärt man, dass man zwar in Deutschland geboren wurde, aber seine prägenden Lebensjahre in einem Indianerdorf im brasilianischen Urwald verbracht hat? In ein paar Sätzen und ohne dass es danach klingt, als wolle man den anderen auf die Schippe nehmen? Wie erzähle ich jemandem, der wohlbehütet in »zivilisierten Strukturen« aufgewachsen ist, dass meine Eltern mir ganz bewusst eine andere Kindheit ermöglichen wollten – ein Aufwachsen im völligen Einklang mit der Natur?

Mein Vater erforschte bereits seit Anfang der 1950er Jahre im Auftrag verschiedener Institute die Lebensweise der Amazonas-Indianer, ihre Traditionen, ihre Sprachen, ihre Kulturen. Nebenbei testete er technische Geräte auf ihre Tropentauglichkeit, was ihm die nötige finanzielle Unabhängigkeit verschaffte.

Als er Mitte der 1960er Jahre die Chance erhielt, ein mehrjähriges Forschungsprojekt bei den Aparai-Wajana-Indianern durchzuführen, zögerte er nicht lang. Eine junge Frau begleitete ihn als Assistentin in den Urwald. Meine Mutter. Aus dem Arbeitsteam wurde schließlich ein Paar. Die beiden heirateten in Brasilien, sehr zum Verdruss ihrer Familien, die der Vorstellung von einem Leben außerhalb der Zivilisation nicht wirklich etwas abgewinnen konnten. Nach einem Zwischenstopp in Deutschland, bei dem ich geboren wurde, stand für meine Eltern fest, dass sie möglichst bald wieder an den Amazonas zurückkehren wollten. Nicht lange Zeit nach meinem ersten

Geburtstag ging es los. Ich kann mir lebhaft vorstellen, welche Diskussionen meine Eltern im Vorfeld über sich ergehen lassen mussten. Verwandte, Bekannte und Freunde, sie alle fühlten sich bemüßigt, ihre Bedenken zu äußern: »Was, wenn die Kleine krank wird?« – »Wie wollt ihr dort überhaupt mit einem kleinen Kind zurande kommen, wo es nicht mal Strom und fließend Wasser gibt, geschweige denn eine anständige medizinische Versorgung?« – »Was, wenn euch etwas zustößt? Dann seid ihr ja meilenweit von jeder Hilfe entfernt!« Doch meine Eltern ließen sich nicht beirren.

Die Skeptiker indes fühlten sich bestätigt, als ich nach unserer Rückkehr nach Deutschland sehr viel besser Aparai als Deutsch sprach. Dabei war es für meine Eltern wichtiger gewesen, dass ich die Sprache der Indianer möglichst perfekt beherrschte. »Deutsch lernt sie noch früh genug, sie soll hier wie alle anderen aufwachsen«, war die Auffassung meines Vaters.

Wenn ich Freunden und Bekannten heute zum ersten Mal von meiner ungewöhnlichen Kindheit erzähle, bin ich auf ihren Blick inzwischen vorbereitet. Auf diese Mischung aus vollkommener Überraschung, Skepsis und der Annahme, dass ich wohl der Spross einer völlig durchgeknallten Hippiefamilie sein müsse. Oder, schlimmer noch, dass meine Eltern einer verrückten Sekte in Südamerika angehört haben könnten. Über so etwas wird schließlich von Zeit zu Zeit in den Medien berichtet. Mit diesem skeptischen Blick ist meist die Erwartung verbunden, dass ich gleich zugeben werde, bloß einen Witz gemacht zu haben. Ein Gesichtsausdruck, der mich zum Lachen bringt. Meine Eltern waren vieles, doch Hippies, Missionare, Gutmenschen oder Sektierer waren sie ganz sicher nicht. Sie waren einfach von der Idee beseelt, die Kultur der indianischen Ureinwohner am Amazonas so gut wie möglich zu erforschen, indem sie selbst genauso lebten wie die Menschen dort. Deshalb passten wir uns dem Lebensrhythmus der Indianer an und nicht etwa umgekehrt. Ihre

Kultur und Lebensweise wurde für die Dauer unseres Aufenthalts zur unsrigen.

Die Kunst- und Gebrauchsgegenstände, die Glaubensvorstellungen, Mythen und Überlieferungen, die mein Vater während seiner Forschungsaufenthalte im Lauf von insgesamt über fünf Jahrzehnten zusammentrug, zeugen von einer einzigartigen Kultur, die es in dieser Form heute kaum noch gibt. Als Kind habe ich natürlich nicht darüber nachgedacht, dass all jenes, was für mich normal war, eines Tages bedroht sein könnte. Dass diese stolzen Völker durch das unaufhaltsame Vordringen der Zivilisation mit ihrer grenzenlosen Gier nach Land und Rohstoffen eines Tages vernichtet würden.

Der Lebensraum dieser Urvölker, die seit Jahrtausenden den südamerikanischen Kontinent bevölkern, wird immer kleiner. Tag für Tag, mit jedem Baum, der gefällt, mit jedem Fluss, der durch Quecksilber vergiftet oder künstlich aufgestaut wird, mit jedem Meter Erde, der auf der Suche nach Bodenschätzen aufgerissen wird. All dies wird noch verstärkt durch gedankenlose christliche Missionare, denen es gleichgültig ist, dass durch ihren religiösen Bekehrungseifer uralte Riten und Stammestraditionen ausgelöscht werden. Und auch die moderne Medizin, in den Augen vieler ein Segen, trägt in gewisser Weise dazu bei. Mit ihrer Fortschrittsfixiertheit hat sie es versäumt, das über Jahrtausende zusammengetragene Wissen der Medizinmänner und Schamanen ernst zu nehmen und entsprechend zu nutzen. Dabei ist die einzigartige Vielfalt der Urwaldpflanzen nicht nur ein ökologischer Schatz, sondern auch ein medizinischer, der nicht annähernd gehoben ist. Es ist ein Wettlauf mit der Zeit, den Forscher und Mediziner zu verlieren drohen. Steckt doch gerade in diesen Pflanzen das Potenzial, so manche Zivilisationskrankheiten zu lindern oder gar zu heilen. Ihr Verschwinden ist ein unwiederbringlicher Verlust für die gesamte Menschheit. Mit jedem Baum, der im Regenwald gefällt wird, legen wir die Axt auch an uns selbst. Und mit jedem

Ureinwohner, der getötet oder aus seiner Heimat vertrieben wird, verlieren wir letztlich ein Stück unseres kulturellen Erbes.

In den 1970er Jahren war freilich noch nicht abzusehen, wie schlimm es einmal kommen würde. Auch wenn sich das Unheil bereits ankündigte. Nicht zuletzt durch das gigantische Straßenbauprojekt Transamazônica: Seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde eine Trasse quer durch den gesamten Amazonas-Raum geschlagen, von Brasilien bis nach Peru. Sie sollte eines Tages die Atlantik- und die Pazifikküste Südamerikas ungefähr auf der Höhe des Äquators miteinander verbinden. Bereits fertiggestellte Teilstücke sind heute längst überwuchert, es ist fraglich, ob das Projekt jemals vollendet werden wird. Den Preis für diesen Wahnsinn zahlten indes die Ureinwohner. Sie wurden vertrieben, umgesiedelt oder schlichtweg umgebracht. Ein Völkermord, auf dessen Aufklärung die Regierungen in den meisten Fällen verzichteten.

Von diesen bedrohlichen Entwicklungen bekamen wir in unserem Dorf im Urwald allerdings nur am Rande etwas mit. Als ich viele Jahre später erfuhr, dass zehntausende Indianer allein wegen der Transamazônica ihr Leben lassen mussten, dass viele erschossen, gewaltsam vertrieben und heimtückisch mit arsengetränkten Zuckerwürfeln vergiftet wurden, nur damit eine Straße quer durch ihre Gebiete gebaut werden konnte, überfiel mich tiefe Traurigkeit. Die Wenigen, die überlebten, flohen in die Städte, wo sie meist ein trostloses Dasein fristeten. Ihre Kindeskinder wuchsen entwurzelt auf, ohne eine Vorstellung von der großartigen Kultur, die ihre Vorfahren einst hatten. Sie werden nicht mehr das Glück haben, inmitten der unversehrten Natur Amazoniens aufzuwachsen. So wie ich als Kind.

Es wäre allerdings zu einfach, die Zivilisation pauschal zu verdammen und das ursprüngliche Leben der Indianer zu verklären. Beide Lebensweisen erscheinen mir zu unterschiedlich, als dass man sie wirklich miteinander vergleichen könnte. Auch wenn

Meine Badewanne – der Rio Paru

ich die ersten Jahre meiner Kindheit am Amazonas in strahlender Erinnerung bewahre, so ist mir bewusst, dass es während unseres Aufenthalts immer wieder Situationen gab, die meine Eltern an ihre Grenzen brachten. Das Leben im Urwald ist reich und schön, doch manchmal auch voller Entbehrungen und Gefahren. Ein Dasein ohne Rückversicherung und ohne jeglichen Komfort. Für mich aber war die Zeit bei den Aparai-Wajana die außergewöhnlichste Zeit in meinem Leben. Noch heute gibt es mir Kraft, wenn ich in schwierigen oder scheinbar ausweglosen Situationen an die Weisheit und die Zufriedenheit dieser Menschen denke, deren Lebensweise meine frühe Kindheit so entscheidend geprägt hat. Denn bei den Aparai-Wajana erlebten wir, dass Glück und Zufriedenheit nicht von modernen Errungenschaften und Wohlstand abhängen müssen. Vielleicht lohnt es sich gerade deshalb, einmal innezuhalten und zu hinterfragen, ob wir nicht mehr an Lebensqualität und Freude gewinnen, wenn wir uns nicht länger zu Sklaven eines Wachstumsstrebens

machen, dessen Auswirkungen unseren Planeten längst an den Rand des Kollaps gebracht haben.

Das Leben in Mashipurimo kannte keine Eile, kaum Hektik, kein Burnout-Syndrom und nur selten schlechte Laune. Und vor allem keine Einsamkeit. Die Gemeinschaft stand über allem – Harmonie als (Über-)Lebensziel. Das Zeitempfinden war ein gänzlich anderes als bei uns. Gäbe es eine indianische Uhr, sie würde doppelt so viele Stunden zählen und zwischendurch, wenn es am schönsten ist, einfach anhalten. Was für ein Gegensatz zu unseren hektischen Tagen, die wir manchmal derart mit Terminen und Verpflichtungen vollpacken, bis nur noch ein kläglicher Rest von ihnen übrig bleibt.

Wir lebten in einem Rhythmus, der nur durch die Tageszeiten bestimmt wurde. Ohne Strom, ohne Autos, ohne Geschäfte, ohne fließendes Wasser und ohne Spiegel, in dem man sein Aussehen hätte überprüfen können. Ein Dasein ohne Telefon, Fernseher, Terminkalender. Ohne die allgegenwärtige Geräuschkulisse einer Großstadt.

Wenn mich meine fünfjährige Tochter heute fragt, womit ich in ihrem Alter am liebsten gespielt habe, erzähle ich ihr, dass ich nicht wie sie in eine Kita ging und nachmittags auf den Spielplatz, ein kleines, eingezäuntes Fleckchen mit künstlich angehäuftem Sand, einer Schaukel und einem in die Jahre gekommenen Klettergerüst. Ich erzähle ihr, dass mein Spielplatz der Urwald war, mit Millionen von Bäumen und ineinander verschlungenen Pflanzen, durch deren tiefgrünes Blätterdach gelegentlich die tropische Sonne blinzelte. Mit exotischen und nicht immer ungefährlichen Tieren. Mit einem vielstimmigen Konzert aus Vogelgezwitscher, Insektensummen und einem geheimnisvollen Knistern und Knacken im Geäst, untermalt vom entfernten Kreischen der Affen. Dass ich an Lianen geklammert schaukelte und mit Hilfe einer engen Fußschlinge auf Bäume kletterte. Dass ich im lauwarmen, lehmig-holzig duftenden Rio Paru, einem Sei-

Behütete Kindheit

tenarm des Amazonas, schwimmen lernte und nicht im muffigen Chlorwasser des städtischen Freibads. Und dass ich meinem ersten Jaguar nicht im Zoo, sondern in freier Wildbahn begegnet bin. Wenn auch aus sicherer Entfernung. Sein furchterregendes Gebrüll in der Nacht, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Bis heute bin ich von großer Dankbarkeit erfüllt, dass ich eine Lebensweise kennengelernt habe, die sich vollkommen von dem unterscheidet, was uns normal erscheint. Deshalb möchte ich von meiner Zeit in Mashipurimo erzählen. Von Menschen, die anders leben, denken und handeln als wir. Von einem Lebensrhythmus, der uns verloren gegangen ist. Von einer Gesellschaft, die nicht von Konkurrenzdenken, Egoismus und Profitstreben geprägt ist, sondern von Gemeinsinn und Menschlichkeit.

Wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen, doch bringt uns unser rasantes Tempo tatsächlich schneller ans Ziel? Oder haben wir uns selbst und das, worum es im Leben eigentlich geht, auf dem Weg dorthin nicht längst aus den Augen verloren?

Traditioneller Olok-Tanz

Déjà-vu im Wohnzimmer

Als ich eines Nachmittags nach Hause kam, wunderte ich mich über die ungewohnte Stille in unserer Wohnung. Anders als sonst empfing mich nicht das laute Getrappel meiner Tochter im Flur, kaum dass ich den Haustürschlüssel im Schloss herumgedreht hatte. Kein kleines Wesen, das mir mit roséfarbenen Glitzer-Feenflügeln oder sonst einer Verkleidung über den gebohnerten Holzboden entgegengerutscht kam, um mir mit einem lang gezogenen »Maaamiii« um den Hals zu fallen. Auch nach mehrmaligem Sturmklingeln rührte sich nichts. Mir blieb also nichts anderes übrig, als eine gefühlte Ewigkeit lang im zugigen Treppenhaus nach meinem Schlüsselbund zu kramen. Die Tüte mit dem Obst vom Markt war in der Zwischenzeit umgefallen, und ein paar Äpfel kullerten die ersten Stufen des Treppenabsatzes herunter. Tock, tock, tock, tock, tock. Es war vollkommen klar, dass der Schlüssel mal wieder im letzten Winkel der allerletzten Tüte steckte. Leise vor mich hin fluchend, sammelte ich das Obst ein und schloss die schwere Wohnungstür auf.

Im Flur brannte die Lampe. Natürlich! Immer vergisst einer, das Licht auszuschalten. Wo steckten eigentlich alle? Während ich meine Einkäufe in die Küche schleppte, hörte ich ein Knistern und Rascheln aus dem hinteren Teil des Korridors. Vorsichtig öffnete ich die Flügeltür zum Wohnzimmer, wobei die Klinke mit den gewundenen Seerosenranken ein wehmütiges Quietschen von sich gab.

Eine Spur aus Hunderten verstreuter Schwarz-Weiß-Fotos und gerahmter Dias auf dem Boden wies mir den Weg ins Esszimmer. Ein Einbruch, schoss es mir für den Bruchteil einer Sekunde

durch den Kopf, bevor ich die Ursache für diese eigentümliche Schnitzeljagd erkannte.

Inmitten eines Haufens aus aufgerissenen Pappkartons, herausgezerrten Ketten aus Jaguarzähnen, Haarkämmen aus Palmblättern und Affenknochen entdeckte ich meine Tochter. Sie kniete auf dem Fischgrätparkett, auf ihrem dunkelblonden Haar thronte majestätisch ein Federkränzchen. Mein Puls beschleunigte sich. Das war *mein* Kopfschmuck! Als kleines Mädchen hatte ich ihn nur zu ganz besonderen Anlässen aufsetzen dürfen. Der dichte Kranz aus den gestutzten Federn des Felsenhähnchens leuchtete genauso strahlend wie in meiner Erinnerung. Ein Wechselspiel aus sattem Rot und leuchtendem Orangegelb. Farben, so sprühend wie die Flammen des Feuers. Die nackten Füße meiner Tochter steckten in Beinrasseln aus hölzernen Samenkapseln, über ihre Arme hatte sie wertvolle Rasseln aus schimmernden Käferflügeln geschoben. *Glapoglappo*-Käferflügel. Nach diesem Käfer hatten wir manchmal wochenlang gesucht. Ihn zu finden war nicht leicht, ihn zu fangen, ohne seine Flügel zu zerbrechen, noch schwieriger. Bei jeder Bewegung gaben die Schmuckrasseln ein metallisch klirrendes Geräusch von sich. Schhhh, schhhh, schhhh …

Glapoglappo-Käferflügel waren eine beliebte Tausch- und Handelsware bei den Aparai. Sie wurden fast so hoch gehandelt wie *Kalakuli,* bares Geld. Aus den dickwandigen Käferflügeln mit dem sanften Wellenmuster wurde der schönste Schmuck gemacht. Die Beinrasseln waren Teil meiner »Aussteuer« gewesen. Meine »Aparai-Verwandten« hatten sie mir zum Abschied in einem kunstvoll geflochtenen Korb überreicht. Zwei Dutzend Umzüge hatten sie unbeschadet überstanden, über dreißig Jahre lang. Zu kleinen Türmen gestapelt, sorgfältig in Seidenpapier gehüllt, anschließend in Schuhkartons verpackt. Nun waren sie durch die Neugier einer Fünfjährigen ihrem Versteck entrissen worden.

Meine Tochter war dermaßen in ihr Spiel versunken, dass sie

mich nicht einmal bemerkte. Sie tappte mit ihren kleinen Füßen rhythmisch auf den Boden und hatte sichtlich Freude an dem ungewöhnlichen Geräusch, das die Beinrasseln machten. Schhhh, schhhh, schhhh …

Aparai in vollem Ornat

Vor meinem inneren Auge erscheinen fünf Tänzer in vollem Ornat. Auf ihren schwarz glänzenden Haaren thront der Kopfschmuck für tapfere Krieger. Lange Arafedern in leuchtendem Rot, Grün, Blau und Gelb. Über den Schultern tragen sie Umhänge aus Lianen, mit mannshohen Stöcken klopfen sie den Takt auf die staubige Erde. Die einfachen Tanzschritte, eine Art Stampfen, jeweils ein Schritt nach links und einer nach rechts, werden von einer monotonen Melodie begleitet: Hummmm, hummmm … Dazu das gleichmäßige Rasseln der Käferflügel: Schhhh, schhhh, schhhh … schhhh, schhhh, schhhh … hummmm, hummmm … Diese Aparai-Musik hat mich immer in Trance versetzt. Mich müde und schläfrig werden lassen, wenn wir die Tänzer beim Üben beobachteten. Diese tiefe Müdigkeit, die sich damals wie eine weiche Decke über mich legte, überfiel mich auch jetzt wieder. Nach so langer Zeit.

Ich weiß nicht, wie lange ich ins Leere starrte, während meine Tochter alles auspackte und ausprobierte, ohne den Hauch eines schlechten Gewissens, als ginge es hier um eine fröhliche Weihnachtsbescherung mit lauter neuen Spielsachen. Selbst als ich mich schließlich durch ein unüberhörbares Räuspern bemerkbar machte, zuckte sie nur kurz zusammen. »Oooohh, du bist ja schon da! Hallo, Mami, guck mal, ich hab diese tollen Sachen

hier unten im Schrank gefunden, schön, oder?« Das »schön« zog sie andächtig in die Länge. Behutsam strichen ihre kleinen Finger über die Beinrasseln, über die glatt geschliffenen Zacken eines Kamms aus Palmholz, über das wellige Relief der *Glapoglappo*-Käferflügel.

Einerseits rührte mich der Anblick meines Kindes in dieser Aufmachung. Mich beschlich das merkwürdige Gefühl, meinem Spiegelbild aus der Vergangenheit gegenüberzustehen, während gleichzeitig meine Zukunft im Schneidersitz vor mir hockte. Andererseits spürte ich, wie die Quecksilbersäule meines Gefühlsthermometers höher und höher stieg, bis ich buchstäblich kochte. Tränen schossen mir in die Augen, als ich das Ausmaß der Verwüstung genauer taxierte. Das waren *meine* Schätze! Was, wenn die Dias Kratzer bekamen? Meine sorgsam gehüteten Exponate zu Staub zerfielen? Keiner hatte das Recht, ungefragt in den Erinnerungsstücken meiner Kindheit herumzuwühlen. Einen Moment lang packte mich Verzweiflung, als hätte ihnen die Neugier meiner Tochter den Zauber genommen. So lange hatten sie fest verschlossen in Kisten auf dem Boden meines alten Schrankes geruht. Im letzten Erbstück von meinen Urgroßeltern, einem schlichten großen Biedermeierschrank aus geflammtem Nussholz. Alles, aber auch alles, was mir wichtig erschien, hatte ich in diesem Kleiderschrank deponiert. Sorgfältig verpackt, tief unten versenkt, von etlichen Pullovern bedeckt. Innerhalb von Stunden oder vielleicht nur Minuten war alles entdeckt, herausgerissen und wahllos über die ganze Wohnung verteilt worden. Die Pullover lagen wie kleine Teppichinseln auf dem Parkett verstreut herum. Selbst in der Küche unter dem Tisch fand ich noch einen ausgedienten Mohairpullover, zu dem eine Spur aus rotschwarzen *Anakokó*-Samenkapseln führte. Diese Perlen hatten wir damals tagelang geduldig zu Ketten, Arm- und Fußbändern aufgefädelt. Verzweifelt kniete ich mich auf den Boden, um die Kapseln wieder aufzuklauben. Meine Tochter beobachtete mich

verunsichert. Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, warum ich ihre Begeisterung über die neuen Schätze nicht teilte. Ich brachte keinen Ton heraus, um es ihr zu erklären.

Mein Mann hatte von dem ganzen Chaos nichts bemerkt. Er war nicht etwa, wie ich angenommen hatte, beim Bäcker nebenan gewesen, beim Bioladen zum Milchholen oder im Hof beim Fahrradreparieren. Er hatte die ganze Zeit über mit Kopfhörern vor dem Computer im Arbeitszimmer gesessen. Als er nun plötzlich zur Küchentür hereinkam, blickte er erst erstaunt zwischen uns hin und her, dann auf den Boden und wieder zurück. »Was ist denn hier passiert?«, entfuhr es ihm. »Ist der Mülleimer umgefallen? Oder feiert ihr gerade Karneval?« Ich konnte nicht anders, ich musste einfach mitlachen.

Nach dem ersten Schock und einer Tasse Tee erfasste mich eine tiefe innere Ruhe. Sie wärmte mich wie die Sonnenstrahlen, die nachmittags gelegentlich durch das dichte Laub der alten Platanen auf der Straße in unsere Wohnung fielen. Die Lichtpunkte, die dabei über den Boden und die Wände entlangtanzten, erzeugten eine eigentümliche Stimmung. Ich schloss meine Augen und dachte an die verschiedenen Schattierungen der Baumkronen im Urwald, wenn die gleißende Tropensonne durch sie hindurchfiel.

Vielleicht hatte meine Tochter ja Recht mit dem, was sie tat, vielleicht war es an der Zeit, diese leblosen Devotionalien aus Holz, Baumwolle, Perlen, Knochen und Federn wieder zum Leben zu erwecken. Indem ich ihre Geschichte erzähle – meine Geschichte.

Noch am selben Abend lösten Erzählungen über meine Kindheit bei den Indianern am Amazonas die Gute-Nacht-Geschichten über schöne Prinzessinnen und mutige Drachentöter ab. Mashipurimo war auf einmal allgegenwärtig. Versunkene Bilder tauchten auf, von Menschen, die mir wichtig gewesen waren,

von Erlebnissen, die mich beeindruckt und geprägt hatten. Farben und Gerüche, der Geschmack von geröstetem Affenfleisch, sogar die Geräusche des Urwalds. Intensive Gefühle wie Furcht, Verzweiflung und unbändige Freude – alles war auf einmal wieder da. Die banalsten Situationen reichten in den kommenden Wochen aus, damit im Erinnerungsarchiv in meinem Kopf eine neue Schublade aufgezogen wurde.

Beim Joggen durch den städtischen Park beobachtete ich eine Schwanenmutter am See, die vorbeieilende Passanten durch bedrohliches Fauchen von ihren Küken fernhalten wollte. Es klang beinahe wie das Fauchen der Tejus. Jener bösartig aussehenden Riesenechsen, die in regelmäßigen Abständen unser Dorf überfallen hatten, um Hühnereier und junge Enten aus unserem Stall zu räubern, und dabei sämtliche Eier in unserem Geflügelstall zertrampelten. Den ausfließenden Dotter leckten sie anschließend mit ihren schlangenartigen Zungen auf. Selbst die besten Jäger des Stammes schafften es selten, diese Monsterechsen, von denen manche eine Länge von bis zu anderthalb Metern erreichten, mit ihren Pfeilen zu treffen. Auch meine Mutter, eigentlich eine geschickte Jägerin, schoss mit der Flinte immer daneben. Die Tejus waren nicht nur wendig, sie waren auch schlau. Bevor sie einen Haken schlugen, um innerhalb von Sekunden im undurchdringlichen Unterholz zu verschwinden, warfen sie noch einen kaltblütigen Blick auf ihr Gegenüber und stießen zum Abschied jenes scharfe Fauchen aus, das uns Kinder in Schockstarre verharren ließ. Diesmal reichte ein vergleichsweise harmloses Großstadttier aus, um mich Jahrzehnte zurückzuversetzen.

Selbst der Klang der Sprache, die ich längst vergessen glaubte, war auf einmal wieder da. Meiner ersten Sprache – Aparai. Aus den vielen einzelnen Puzzlestücken meiner eigenen Erinnerung und der Lektüre der Tagebücher und Aufzeichnungen meines Vaters wurde mit der Zeit ein immer engmaschigerer Erinnerungsteppich. Sobald ich ein paar Minuten Zeit hatte, machte ich mir

Aparai bei der traditionellen Bemalung mit Kurupo.

Notizen. Und anschließend erzählte ich meiner Tochter die Geschichten aus Mashipurimo.

Es war beinahe so, als würde ich nach vielen Jahrzehnten der Abwesenheit wieder nach Hause kommen. Dabei umarmte ich meine Kindheitserinnerungen wie lang verloren geglaubte Freunde, die man gerne anderen Menschen vorstellen möchte, weil man sie schätzt und für einzigartig befindet. Dass aus diesen vielen Fragmenten eines Tages ein Buch werden könnte, habe ich erst begriffen, als meine Tochter mit ihrer Fragerei auch nach Monaten nicht aufhören wollte. »Wie bist du denn überhaupt in den Urwald gekommen?« – »Weil mich meine Eltern als Kleinkind einfach mitgenommen haben …« – »Und warum haben dich deine Eltern einfach mitgenommen? Warum wollten sie unbedingt dorthin?« Und warum und warum und warum. Diese Fragen ließen sich kaum in wenigen Sätzen beantworten. Ich musste also weiter ausholen.

Meine Mutter und ich in einem Boot, das Palmblätter geladen hat

Mashipurimo – Heimat im Regenwald

Mein Vater hatte sich in seinem Leben mehrmals anhören müssen, er sei ein ewiger Junggeselle, der eigentlich überhaupt nicht zum Familienoberhaupt tauge. Jedenfalls hatten ihm das seine Freundinnen wiederholt attestiert, bevor sie ihn in aller Freundschaft verließen, weil er lieber in den Urwald zurückwollte, um dort zu forschen, als in Deutschland eine bürgerliche Existenz aufzubauen, wie es in seiner Generation gemeinhin üblich war. Und so kam es, dass mein Vater lange Zeit allein durch Südamerika reiste. Erstmals 1951, mit Anfang Zwanzig. Im Grenzgebiet von Französisch-Guayana und Surinam sammelte er zoologisches Material für Naturkundemuseen und verfasste Berichte über die Fauna und Flora der Länder. Bei seiner Reise traf er auf Ureinwohner, die noch nie zuvor einen Weißen zu Gesicht bekommen hatten. Seine Faszination für ihre Sprache und ihre Kultur war augenblicklich geweckt. Von da an hielt ihn nichts mehr in Deutschland. Waren genug Forschungsaufträge für die nächste Reise beisammen, ging es zum Bedauern seiner Eltern und Großeltern wieder zurück in den Regenwald.

Während eines kurzen Aufenthalts in der alten Heimat lernte er schließlich eine junge Fremdsprachenkorrespondentin kennen. Meine Mutter. Begeistert über die Aussicht, ins Ausland zu gehen, heuerte sie als Assistentin bei ihm an. Aus einem Team, das gemeinsam in den Urwald zog, wurde irgendwann ein Paar. Und was als zeitlich begrenztes Projekt begann, entwickelte sich alsbald zum Lebensmodell, das durch meine Geburt in Deutschland zwar unterbrochen, aber keineswegs beendet wurde. Aus Sicht meiner Eltern sprach nichts dagegen, mit einem Kind im

Urwald zu leben. Jedenfalls so lange es noch nicht schulpflichtig war. Dort gab es keine gefährlichen Schnellstraßen, keine Abgase, keine giftige Chemie; dafür war man den ganzen Tag an der frischen Luft, beschützt und umsorgt von einer indianischen Stammesgemeinschaft, die wie eine Großfamilie und nach urzeitlichen Traditionen zusammenlebte. Besser ging es doch kaum.

In meinen Augen haben sich meine Eltern damals richtig entschieden. Ich kann mir jedenfalls keine bessere Kindheit vorstellen als am Amazonas. Und manchmal bedauere ich, dass ich meiner Tochter keine ähnliche Erfahrung bieten kann. Ich bin mir sicher, sie hätte sich dort genauso wohlgefühlt wie ich. Dennoch weiß ich nicht, ob ich in einer ähnlichen Situation den gleichen Mut gehabt hätte wie meine Eltern damals.

Im Dorf des Tapirs

Von unserer ersten Zeit in Mashipurimo ist mir nichts im Gedächtnis haften geblieben. Die weite Reise hatten wir auf einem Frachtschiff zurückgelegt, unsere Route führte von Rotterdam über den Atlantischen Ozean nach Brasilien. Weiter ging es mit einem kleinen Flugzeug Richtung Amazonas. Mit Unmengen Proviant und Gepäck beladen, landeten wir schließlich mitten im Urwald. In einem Indianerdorf, in dem meine Eltern auf ihren vorherigen Reisen bereits für längere Zeit gelebt hatten: Aldeia Bona. Zum Ärger meines Vaters hatte sich dort während ihrer Abwesenheit eine nordamerikanische Missionarsfamilie angesiedelt, die unter den Aparai und Wajana fleißig für ihre Auslegung des christlichen Glaubens warb. Auch aus diesem Grund war die Reise für uns in Bona noch nicht zu Ende. Per Boot ging es flussaufwärts weiter nach Mashipurimo. Das ursprünglich als Sommerresidenz von Bona errichtete Dorf wurde nicht nur für uns zum dauerhaften Domizil. In diesem Refugium hatten die

Unser Dorf mit dem Rundhaus in der Mitte

Aparai-Familien, mit denen wir dort zusammenlebten, ihre Ruhe vor christlichen Bekehrungsversuchen.

Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich unser Dorf vor mir. Rund ein Dutzend, zum Teil auf Stelzen gebaute Holzhütten mit silbrigen, von der Sonne gegerbten Palmblattdächern. Aus der Luft betrachtet, muss es wie ein winziges, in den Urwald eingraviertes Oval ausgesehen haben. Mit einem größeren Rundhaus in der Mitte und mehreren lang gestreckten, rechteckigen Hütten, die verstreut um den zentralen Platz lagen. Mashipurimo erstreckte sich über einen weitläufigen Hang, insofern sprachen wir vom Ober- oder vom Unterdorf, je nachdem, an welche Seite des Dorfplatzes die Hütten angrenzten. Der zentrale Platz war das pulsierende Herz einer vitalen Gemeinschaft, in der wir von nun an das gesamte Jahr über lebten, nur hin und wieder unterbrochen von mehrwöchigen Ausflügen zu anderen Dörfern.

Zum Ufer hin wurde der Ort von einer hinter Felsen verborgenen Bucht begrenzt, die man vom Fluss aus leicht übersehen konnte. Das Dorfende, an dem unsere Hütten standen, wurde von kleineren Sträuchern und Bananenstauden gesäumt. Dahinter lagen die Pflanzungen und Gärten der Aparai: verschiedene Sorten von Maniok, Kürbissen, Bananen, Baumwolle, Zuckerrohr, großblättriges Gemüse, das wie eine Mischung aus Kohl und Algen schmeckte, Erdnüsse, Papayas sowie Ananasstauden und Passionsfrüchte. Gleich dahinter standen einige Cashewbäume, deren orangerote Früchte wie Lampions zwischen den Blättern hingen. Hier wuchs der Großteil dessen, was in Mashipurimo gebraucht wurde. Alles andere lieferte der Urwald mit seiner überwältigenden Vielfalt an Pflanzen und Tieren. Oder der Fluss, in dem es vor Fischen, Schildkröten, Schlangen, Krabben und Krokodilen nur so wimmelte und in dessen Sandbänken vergrabene Schildkröten- und Leguaneier ruhten. Man musste nur lange genug vorsichtig mit einem kleinen Stock im warmen Sand herumstochern, bis man auf ihre Schalen stieß. Schildkröteneier waren nämlich eine Delikatesse für uns.

Unser kleines Urwalddorf hatte rund zwanzig ständige Einwohner; an Festtagen und wenn Besuch aus den Nachbardörfern kam, konnte sich die Zahl verdoppeln und manchmal sogar verdreifachen. An solchen Tagen drehte sich alles um das *Polootoppo,* das in keinem Aparai-Dorf fehlen darf. Dieser traditionelle Rundbau dient als eine Art Rats- und Gästehaus zugleich. Unter der Decke hing ein prächtiger *Maruana,* ein runder Deckenschild, der mit den mythischen Tierfiguren der Aparai bemalt war. Man kann sich das als Stuckrosette, Fresko und Dorfwappen zugleich vorstellen. Streng genommen durften Kinder und Frauen das Rundhaus nur betreten, wenn wichtige Besucher empfangen wurden. Ansonsten war das *Polootoppo* der Ort, an den sich die Männer zu ernsthaften Unterredungen und für die Vorbereitung von Festen zurückzogen. Dass Kinder dennoch da-

Sandbänke mit Schildkröten- und Leguaneiern (links meine Mutter)

rin spielen durften, hatten wir unserem nachsichtigen Häuptling Kulapalewa zu verdanken. Und der Tatsache, dass es für beinahe jede Regel auch mal eine Ausnahme gab.

In den Hütten der Bewohner, den *Tapöis,* gab es keine Fenster und keine festen Wände. Sie dienten ohnehin nur als überdachte Schlafstätten und als Schutz vor der gleißenden Tropensonne. Möbel gab es keine, lediglich ein paar Hängematten und kleinere Aufbewahrungskörbe, die wabengleich an den Stützpfosten und unter den Dächern hingen. Das eigentliche Leben spielte sich im Freien ab. Der Dorfplatz war unser Wohnzimmer, der Fluss Badezimmer und Freibad, die Pflanzungen, Gärten und der Urwald waren Speisekammer und Supermarkt zugleich. Persönliche Reichtümer anzuhäufen, erschien den Aparai nicht wichtig, weil alle mehr oder weniger gleich viel besaßen. Dennoch gab es ein ausgeprägtes Bewusstsein für Eigentum. Jeder Gegenstand

hatte einen Besitzer, eine Cashewfrucht etwa, die zu Boden fiel, wurde nicht einfach aufgehoben; nur der Eigentümer des Baums durfte sie aufheben und, wenn er wollte, einem anderen übergeben. Im Unterschied zu unserem Verständnis hortete man aber nichts für sich. Es war üblich, dass am Ende alles geteilt wurde. Der Jäger mit der reichsten Beute gab seinem glücklosen Jagdgefährten einen guten Teil ab. Wessen Pflanzungen nicht so viel hergaben, der wurde von einem Nachbarn mit reicherer Ernte beschenkt.

Dass hierzulande in ein und derselben Stadt manche Menschen in einem geradezu verschwenderischen Luxus leben, während es andere oftmals nur mit großer Mühe schaffen, ihren Kindern eine warme Mahlzeit am Tag oder ein neues Paar Schuhe zu bieten, dafür hätten die Aparai kein Verständnis. Wer Hunger hat, darf sich sogar an den Pflanzungen seines Nachbarn bedienen, er muss ihm nur anschließend Bescheid geben. Und wer unverschuldeter Weise in Not gerät, der kann sich der Hilfe und der Unterstützung der Dorfgemeinschaft gewiss sein. Ein Spruch wie »Geiz ist geil« oder »Jeder ist sich selbst der Nächste« hätte am Amazonas vermutlich zu Randalen geführt. Weil Eigennutz und blanker Egoismus im Verständnis der Indianer gänzlich verwerfliche Eigenschaften sind.

Laufe ich heute in Gedanken durch Mashipurimo, höre ich das Dauerzirpen der Zikaden in der Nachmittagshitze, ich rieche die vertraute Mischung aus verbranntem Baumharz und Holzkohle, die von den vielen Kochstellen in Schwaden durchs Dorf zieht. Ein Geruch, den auch die eigene Haut annimmt, je länger man im Urwald lebt. Den man irgendwann nicht mehr wahrnimmt, so wie all die überwältigenden Gerüche, Farben und Eindrücke, die am Amazonas auf den Neuankömmling einwirken. Rauch, Holz, Lehm, überreife Früchte, die zahlreiche Insekten anlocken. Der Geruch von ausgenommenem Fisch, dessen Schuppen wie

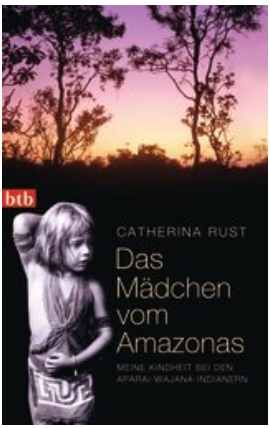
Perlmutt in der Sonne schimmern. Das rot glänzende Blut von frisch erlegtem Wild, der Duft erdiger Pigmente, die zwischen glatt polierten Steinen fein zerrieben werden. Der bitter-säuerliche Geruch frisch geschälter Maniokknollen, die gerieben und mit Speichel versetzt zu einem alkoholhaltigen, dickflüssigen Brei gären, zu *Kashiri Kononto,* dem indianischen Maniokbier. Der pudrige Hauch erntereifer Baumwolle, die wie Watte aus ihren aufgeplatzten Kapselhüllen quillt.

Ich erinnere mich an das Gefühl von *Ononto* auf meiner Haut. Eine tiefrote Farbpaste, die aus den ölhaltigen Samenkapseln des Annattostrauchs gewonnen wird, hierzulande bekannt unter dem Namen »Orleansstrauch«. Mit dieser bemerkenswerten Farbe, die ganz nebenbei auch noch gegen Sonnenbrand hilft und vor Parasiten und Insektenstichen schützt, bemalen die Aparai ihre Gesichter, die Arme und manchmal auch ihre Rücken. So leuchtend rot und satt glänzend, dass die Bezeichnung »Rothaut« tatsächlich einmal zutrifft. Rot – die Farbe der Aparai. Die Lebensfarbe, meine Lieblingsfarbe.

Die wohlige Zufriedenheit stellt sich wieder ein, die ich empfand, als meine große »Patenschwester« Sylvia meine Wangen behutsam mit *Ononto* bestrich. Das Sonnenlicht strömte warm durch meine geschlossenen Augenlider. Wenn Sylvia nach einer gefühlten Ewigkeit mit der Festtagsbemalung fertig war, durfte ich endlich mein Spiegelbild im Wasser einer Pfütze betrachten. Ich musste immer lachen, weil ich das Gesicht im Wasser kaum erkannte. »Bin ich das wirklich?« Sylvia nickte.

Die Eindrücke, die damals auf mich einströmten, die Umgebung, die Menschen, deren Sprache ich nicht verstand, waren anfangs sicher überwältigend. Was meine Eltern in den ersten Wochen und Monaten nach unserer Ankunft beschäftigte, bekam ich als nicht mal Anderthalbjährige freilich nicht mit. Ich konnte nicht wissen, wie mühsam es war, ein marodes Blätterdach notdürftig mit Plastikplanen abzudichten, bis ein neues

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Catherina Rust

Das Mädchen vom Amazonas
Meine Kindheit bei den Aparai-Wajana-Indianern

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74504-3

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Als Kind lebte Catherina Rust in Mashipurimo, einem Urwalddorf am Amazonas. Während ihre Eltern, beide Deutsche, die Lebensweise der Aparai-Wajana-Indianer erforschten, wuchs sie wie eine Indianerin auf – fernab westlichen Komforts, doch aufgehoben in der Gemeinschaft eines Stammes, für den Besitz und Status nichts bedeuten, Harmonie dafür alles. Keine Reise kann weiter weg führen aus unserem heutigen Leben als Catherina Rusts Erzählung über das Dorf am Fluss. Und keine führt näher zu uns selbst.

Der Titel im Katalog